

Tradition

Autor(en): **Reinhart, Josef**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Lehrerinnenzeitung**

Band (Jahr): **55 (1950-1951)**

Heft 19-20

PDF erstellt am: **08.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-315816>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Tradition

Von Josef Reinhart

In einer Zeit, da die Blicke aller Suchenden über den engen Bereich der Heimat hinaus nach der Fremde und besonders nach dem Lande der Verheißungen, nach Amerika, nach neuen Heilmitteln zur Belebung oder gar Rettung einer serbelnden Kultur sich richten, ist es vielleicht wenig dankbar, vom Wert der Tradition zu sprechen; denn mit viel Mißtrauen, bedauerndem Achselzucken fragt sich heute besonders die Jugend: «Wie konnte es kommen, daß die Kulturträger der vergangenen Jahrzehnte es nicht vermocht, solches Unglück, wie wir es erlebt, und solche Sorge, wie sie heute uns beschwert, zu verhüten? Und da soll man wie in einem Scherbenhaufen nach Goldkörnern suchen, die, neu gemünzt, einer verarmten Zeit zu Trost und Stärkung reichen könnten!»

Doch einer, der es unternimmt, aus überliefertem Erbgut, auch wenn es nicht mehr vollkarätig erscheint, Wertvolles herauszusuchen, will auch den Vorwurf nicht scheuen, als Heimatschützer veralteten Brauchtums zu gelten; dabei will er es den lieben Trachtenleuten überlassen, sich um die Erhaltung wertvollen Hausrates zu bemühen oder in der Pflege des Volksliedes und farbiger Volkstänze unsern Festen den Glanz des ehrwürdigen Goldgutes zu verleihen. Er will vielmehr versuchen, den Wert der Tradition, vielleicht auch halbvergessenen Brauches, im Staats- und Dorfleben, im Hause und besonders in der Schule darzustellen.

Im Staate? Es hieße wohl gegen den Wind blasen, wollte man sich darüber beklagen, daß etwa aus rein politischen Erwägungen heraus, und nicht aus rein menschlichem Entgegenkommen, viele um das Gewicht ihrer Partei besorgte Ratsherren ihre Stimme dem Begehren der Frauen versagen wollen, obschon in allen Festreden der Geist früherer Generationen gelobt wird, mit den Männern, die im Rate ihrem Gelöbnis treu geblieben, einzig und allein der Stimme des Rechtes, der Forderung des Volkswohles, der Humanität zu dienen. Es hieße Schuhe nach Schönenwerd tragen, wollte einer mit dem Hinweis auf diese so gerühmte Tradition seinen Mißmut darüber äußern, daß im Parlament die Getränkesteuer aus weiß Gott was für Opportunitätsgründen eine so schmachvolle Absage erleben mußte.

«Werdet Menschen!», sagte Pestalozzi — und das galt auch für den Staat und seine Diener —, «damit ihr wieder Bürger werden könnt!» Das soll wohl heißen: wieder Bürger nach alter Tradition, im Sinne der Hingabe für das Wohl der Gesamtheit und nicht allein der Partei oder eines wirtschaftlich gerichteten Kurses. Aber wie gesagt, gegen den Wind blasen bringt Schnupfen, und solches Beginnen wird höchstens noch belächelt; denn die Männer des Fortschritts sind gerne bereit, ihre Haltung dem Verfechter der Tradition gegenüber mit dem Spottwort zu rechtfertigen: «Träumer!» Oder: «Schuster, bleib bei deinem Leisten!»

Tradition im Dorfe! Es gab eine Zeit — um diese uns besonders berührende Tatsache zu erwähnen —, es gab eine Zeit, da bei der Wahl eines Lehrers auch etwa eine Mutter ihr Wort einlegen durfte und wollte. Und das ist nicht erfunden. Einer, der solches schreibt, kann sich noch erinnern, daß Nachbarsfrauen in das Haus kamen und mit einem Vater redeten: «Der und der wird und ist gewiß ein guter Schulmeister, so und so; er hat so etwas in den Augen, daß man Respekt bekommt.» Solches vor sechzig Jahren!

Und heute? «Welcher Partei gehört er an, der Kandidat? In welche Kirche geht sie, die Angemeldete?» Es heißt sonst: Die Anwesenden sind ausgeschlossen. Und so wird es wohl auch so sein, daß die Leserinnen dieses Aufsatzes über die Tradition ganz nur aus ihrer Eignung heraus und aus keinen andern allzu menschlichen Gründen die Stimme ihrer Wähler erhalten haben. Doch wollen wir das Verhältnis Dorf und Schule nicht verlassen, ohne uns jenes Ausspruches zu erinnern, den einst eine Mutter aus dem Dorf getan, und das war vor vierzig Jahren:

«Als wir noch jung waren», sagte sie, «da hatten wir solchen Respekt vor dem Lehrer, daß wir uns versteckten, wenn er des Weges kam.»

Lache ja nicht, liebe Leserin, wenn du dich daran erinnerst, daß dir die Kinder hinter den Häusern hervor entgegenspringen und dir, deinen freundlichen Gruß erwartend, zutraulich in die Augen schauen. Aber das vom Sich-Verstecken, wenn der Lehrer kommt, hatte doch irgendwie (um dieses so bequeme Wortklischee zu brauchen) seine Bewandtnis. Es lag etwas vom Sinn der Ehrfurcht darin, wenn ja auch manchmal die Furcht vor dem Stock dabei mitsprach. Aber Ehrfurcht galt einst nicht nur als Gebot. Es war in einem rechten Dorfe noch eine Selbstverständlichkeit, Ehrfurcht vor dem Pfarrer, Ehrfurcht vor der Lehrgotte, wie sie hieß, Ehrfurcht vor der Schuelnähere! Hierzu könnte man sagen: Man lächle, aber liebe.

Mancher Geistliche, mancher Lehrer, manche Lehrerin von heute wird sich fragen: «Woher kommt es, daß ich täglich, stündlich meine Stimme vervielfachen sollte, bis sie endlich auf mich hören? Woher kommt es, daß ich nach der Schule so müde bin? Habe ich mich nicht wohl, dem Zuge der Zeit folgend, etwas zu kameradschaftlich zu der Klasse herabgebeugt? Hätte nicht etwas Distanz der alten Tradition von Ehrfurcht gut getan?»

Du wirst fragen, liebe Leserin, ob ich's denn vergesse, wie heute, am Tisch zu Hause durch das freie, oft so unbedachte Wort und Urteil der Eltern über Kirche und Schule dem ungehemmten Wort und Wesen des Kindes selber Vorschub geleistet wird? Du wirst mich weiter fragen, liebe Leserin: «Hast du überhaupt vergessen, daß im Jahrhundert des Kindes die Eltern so oft ihres Rechtes sich begeben, des Rechtes, die Strenge walten zu lassen oder aus der Verhimmelung des einzigen, des so lieben Schätzleins das Maßhalten im Versagen seiner Wünsche, so ganz vergessen, daß das Kind sein kleines Ich mit seinem ganzen lockern Wesen auf die Gasse und in die Schule bringt?»

Haus und Schule! Manches unscheinbare Brauchtum, manche Selbstverständlichkeit von einstmals, die heute aus dem Grunde des Zeitmangels vergessen ist, könnte Hintergründe aufdecken, in denen doch vielleicht noch ein guter Fund zu machen wäre. Ich denke an das Gebot des Vaters, der einst sagte: «Bei Tische haben die Kinder zu schweigen.»

Wiederum höre ich deine Stimme, liebe Leserin: «Eine Zeit des freien Wortes, auch der Frauen, soll schon die Zünglein der Kinder lösen!»

«Gut und recht», entgegne ich, «aber ist denn nicht auch das Schweigenkönnen zur rechten Zeit eine Sache der Selbsterziehung, die uns manchen Verdruß, sagen wir auch, manche Blamage erspart?»

Und dann das andere, das Tischgebet zu Hause! Sage nichts vom Leierton, in dem das Tischgebet nach Jahr und Tag des Gebrauches gedankenlos hergeplappert wird. Aber wiederum spricht hier die Ehrfurcht ein Wort. Die alte Tradition des Tischgebetes ließ jedenfalls die Kinder ahnen,

daß hier im Hause noch ein höherer Geist webte, der im Wesen und Schicksal des Menschen den Dingen, auch denen in Schüsseln und Kannen, seinen Segen schenkte. Und so reicht dieser Brauch vom Haus hinüber nach der Schule. Ja, du hast ihn vielleicht zum Überdruß in den Ohren, den Leierton, den einst Simon Gfeller so treffend verspottet: «Alles zu des Schöpfescher, anstatt zu des Schöpfers Ehr.» Nein, vom Leierton des Schulgebetes sei hier nicht die Rede; denn du bist längst daran gewesen, den Kindern die Bedeutung der religiösen Besinnung bewußtzumachen. Und wenn du es zustande bringst, daß sie jedes Wort im Sinne der Andacht immer neu erleben, dann wirst du auch für die Stunden des ganzen Vormittags, so meine ich, ein bißchen Ehrfurcht vor den Dingen, die sie lernen sollen, verspüren und verbreiten.

Und noch einmal Haus und Schule, und immer wieder Haus und Schule! Einst, als *das Buch* im Hause noch eine seltene, aber darum hochgeschätzte Sache war, in einer Zeit, da es als Prämie vom Schulexamen heimgetragen wurde; in einer Zeit, da man in der Wohnstube die «Hebel»-Geschichten, die «Hebel»-Gedichte immer und immer wieder las, bis einen der Jockli und der Zundelheiner fast in den Traum begleiteten und mancher Vers das nachdrückliche Wort der Erziehung stützte («Weisch, wo dr Wäg zum Gulden isch?»), in einer Zeit, sage ich, da der Tisch und das Gesimse und der Schaft noch nicht vom Wust der Zeitungen, der Versicherungshefte, der Basarkataloge bedeckt waren zum genäschigen Schnüffeln und Schnausen und Überfliegen der Zeilen, in einer Zeit, da das Buch eine geschätzte Seltenheit neben der Bibel war: da wurde zu Hause das Lesen noch im ursprünglichen Sinne geübt, im Sinne des Erfassens eines Reichtums, einer Nahrung, die Kraft für den Alltag barg. Man hatte damals Zeit, sogar eine Mutter, die beim Stricken der Strümpfe es den Kindern nicht versagte, einer Geschichte zuzuhören; denn damals, es ist fast ketzerisch, es zu sagen, und vielleicht auch beleidigend für die heutige Schule, damals konnte man, auch wenn man keine Algebra gehabt und nichts von Vitaminen oder gar Hormonen wußte, noch lesen. Ich sage: Sorgfältig lesen, behutsam, wie man reife Früchte besinnlich sammelt, dankbar und zufrieden, weil man sich bereichert fühlte.

Gemach, liebe Leserin auf der Unterstufe, werde nicht ungeduldig, wenn ich behaupte, daß trotz der größern Lesebücher, trotz der hundert Hefte für Klassenlektüre früher in der Schule das Lesen aufmerksamer gepflegt wurde. Der Hinweis gilt nicht dir; er gilt den obern Stufen, wo es heißt: Unter der drückenden Last der Vielfächerei kommen wir gar nicht dazu, recht zu lesen. Versteh mich wohl: Unter dem Lesen meine ich nicht ein glattes, seelenloses Hingleiten über Sätze und Seiten; ich verstehe darunter die Fähigkeit, am Worte und seiner lebendigen Bedeutung zu verweilen und aus diesem Verweilen heraus die Welt der eigenen Bilder auszuweiten und seelisch zu vertiefen. Einst hat ein Dienstmädchen beim Fensterputzen die Gedichte aus dem Lesebuch aufgesagt, und die Großmutter hat ihm geholfen, wenn sein Gedächtnis versagen wollte: «Und weiche keinen Finger breit von Gottes Wegen ab!» Heute braucht keine Großmutter zu helfen, wenn das Mädchen die Verse aus dem «Dritten Mann» wiederholt.

Einst und jetzt, Tradition und Neuzeit! Kürzlich hat mir ein junger Lehrer davon erzählt, wie jetzt in Amerika Schule gehalten wird:

«Was wollen wir heute machen? Was ist euch lieber, Rechnen oder Turnen oder Tanzen?»

Ich kann zwar nicht glauben, daß der moderne Amerikaner auf so glattem Wege, Blumen pflückend, zum Ziel seiner Eigenpersönlichkeit gelangen soll. Aber der junge Lehrer behauptet, daß die Fenster in unsern Schulstuben für den Durchzug von außen sich öffnen wollen, damit die Wünsche des äußern Lebens auch vom Lehrer gehört und erfüllt würden: freier Unterricht, Betonung des Individuums auch in der Schule. Mein Freund, der junge Lehrer, brauchte zwar das Bild von einer Zuckerbäckerei, wo das Kind nach seinem Gelüste auswählen könne, was seinem Gaumen behage. Und der junge Lehrer gestand mir — und zwar, ohne zu erröten —, daß er vorläufig noch bei der alten Auffassung verweile, nach welcher der Lehrer, wohl vorbereitet auf das Ziel der Stunde, mit schöner Bestimmtheit, ohne erst nach dem Gelüste, nach der Liebhaberei des Kindes zu fragen, den Weg des heutigen Unterrichts einschlage. Und er meinte dazu, er könnte vielleicht der Allgemeinheit am meisten damit nützen, daß er mit der Großzahl der Kinder diesen gemeinsamen Weg abschreite, allerdings mit dem Vorbehalt, wenn nötig mit einzelnen, die nicht Schritt halten, ein besonderes Wort zu reden oder gar eine besondere Mixtur anzuwenden. Und diese besondern, die nicht Schritt halten können oder wollen, die werden immer unsere Sorgenkinder sein; aber der Gedanke des gemeinsamen Weges scheint mir auch heute nicht ganz verfehlt. Er geht gegen eine übertriebene Individualerziehung, die eine Schule der reinen Ichbetonung bedeutet. Und eine Schule mit lauter kleinen Egoisten, sagt mein Freund, könne ebensowenig unser Ziel sein wie die Erziehung zum Massenmenschen. Und so kommen wir im Gespräch zu guter Letzt wieder zum alten Pestalozzi, der immer jung bleibt: «Erziehung zur Persönlichkeit», zur Persönlichkeit auf dem Wege zur Höhe, die den Ausblick und das denkende, fühlende, verbindende Erfassen der ernstesten und heitersten Anliegen des Lebens bedeutet, zur Anhöhe der Menschheit unter dem Himmel der ewigen Wunder Gottes, der uns das Erlebnis der Bindung schenkt, das Erlebnis der reinen Menschenliebe.

Abendgang

Überm Ring der Abendwälder
gellt ein heis'rer Vogelschrei,
durch die Dämmerung der Felder
pfeilt ein Schatten, stößt ein Weih.

*Eine Wiege ohne Tränen?
Eine Liebe ohne Schmerz?
Wogt nicht ungestilltes Sehnen?
Weint nicht jetzt ein Menschenherz?*

Aus dem Sommerwanderfrieden
bin ich jähe aufgeschreckt:
Ist ein Flecken Welt hinieden,
der nicht Opferblut gelect?

Und mit einmal ist's, als stände
hoch der Göttliche am Weg,
wiese wortlos seine Hände,
Wundenmal und Dornensteg.

Dann zerfließt es grau im Dunkel
wie der Wiesen Silberrrauch,
nur der Sterne Goldgefunkel
zittert und der Abendhauch.

Martin Schmid